

## NZZ Podium vom 30. September 2009

### Italiens Dauerkrise

Von Nikos Tzermias

*«Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens  
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;  
Jeder sorgt nur für sich, ist eitel, misstrauet dem andern,  
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.»*

Diese Zeilen könnten auf das Italien Berlusconi gemünzt sein. Sie stammen indes von Goethe, der Italien zwischen September 1786 und Mai 1788 bereist hatte. Der deutsche Dichter teilte die im aufgeklärten Europa von damals vorherrschende Einschätzung, dass Italien den Anschluss an die Moderne verpasse und zum Freilichtmuseum Alteuropas verkümmere.

Gut zwei Jahrhunderte später scheint Italien noch immer nicht ganz in der Moderne angekommen zu sein. Ist das Land, «in dem die Zitronen blühen», zu einer ewig wiederkehrenden Krise verdammt? Jeder Neuaufbruch, jede Wiedergeburt, jedes Wiedererstehen der Nation scheint nur von relativ kurzer Dauer zu sein. Und schon drohen Übel wie die Vetternwirtschaft, Korruption und das organisierte Verbrechen wieder Überhand zu nehmen.

Zwar ist das Belpaese nach der Kriegskatastrophe, in die der Faschismus geführt hatte, zu einer der führenden Industrienationen aufgestiegen. Doch schon in den siebziger Jahren begann das Wirtschaftswunder wieder zu verblassen. Nicht nur im Zeichen der Erdölkrise, sondern auch heftiger politischer und sozialer Spannungen, die im Terrorismus gipfelten. Während der letzten zwanzig Jahre ist das Pro-Kopfeinkommen Italiens wieder um 10 Prozent unter den Durchschnitt der OECD-Länder gefallen, nachdem es 1987 noch über diesem gelegen hatte.

Zu Beginn der neunziger Jahre führten Ermittlungen von Mailänder Staatsanwälten gegen die Korruption in der Politik zum jähen Zusammenbruch der Ersten Republik und zur Zerstückelung der traditionellen Regierungsparteien. In das Vakuum stiess der Mailänder Medienmogul Silvio Berlusconi. Er verkaufte sich als Anti-Politiker, als Macher und erfolgreicher Selfmademan, obschon sein Grosse Erfolg im Privatfernsehen nicht zuletzt der Patronage des früheren sozialistischen Ministerpräsidenten Bettino Craxi und anderen mächtigen Politikern zu verdanken gewesen war. Der «Cavaliere», ein gewiefter Kommunikator und Verkäufer, versprach dem Land grosse liberale Reformen à la Reagan und Thatcher und einen starken Modernisierungsschub.

Seither kümmert sich Berlusconi jedoch in erster Linie um seine persönlichen Interessen. Um die Wahrung seiner in anderen Demokratien völlig unvorstellbaren Medienmacht und um die Abwendung der gegen ihn gerichteten Korruptionsverfahren. Dazu liess er auch mehrmals massgeschneiderte Gesetze verabschieden. Wegen dieser Unverschämtheit und den vielen leer gebliebenen Versprechen erlitt Berlusconi zwar zweimal, nämlich 1996 und erneut 2006, Wahlniederlagen gegen Mitte-Links-Koalitionen, die vom Wirtschaftsprofessor und ehemaligen EU-Kommissionspräsidenten Romano Prodi angeführt wurden. Doch 2008 errang er einen erdrutschartigen Sieg und wurde bereits zum dritten Mal zum Regierungschef gewählt.

Berlusconi wurde von den Wählern als das kleinere Übel empfunden. Prodi hatte mit Steuererhöhungen und einem verschärften Kampf gegen die Steuerhinterziehung für viel Unmut gesorgt. Zudem war seine Mitte-Links-Koalition, der auch die radikale Linke angehörte, heillos zerstritten. Schliesslich profitierte Berlusconi vor allem auch vom Müllskandal in Neapel und dessen Region Kampanien, die seit Jahren von Mitte-Links regiert worden war.

Die Opposition leckt noch heute ihre Wunden. Sie ist zutiefst gespalten. Die Kommunisten und Grünen sind nicht einmal mehr im Nationalparlament vertreten. Die grösste Formation, die Demokratische Partei, die erst vor zwei Jahren aus den postkommunistischen Linksdemokraten und der christdemokratischen Margherita-Partei hervorgegangen war, droht gar wieder auseinander zu fallen. Die Partei steckt in einer schweren Identitätskrise. Selbst in moralischer Hinsicht blieb die Opposition alles andere als über jeden Zweifel erhaben. Im letzten Jahr wurde die Demokratische Partei auch noch von Korruptionsskandalen erschüttert, und einige demokratische Regional- und Provinzpräsidenten litten gar selber unter Interessenkonflikten.

Zeichnet sich ein neues faschistisches Regime ab, wie die Opposition nun oft zu suggerieren versucht? Noch ist es eher schwer vorstellbar, dass es der bereits 72-jährige Egozentriker Berlusconi in dem stark in die EU integrierten Italien noch so weit auf die Spitze treiben könnte. Der Spuk könnte auch schneller als oft befürchtet vorbei sein. Immerhin haben sich die Wähler vor ein paar Monaten in einer Referendumsabstimmung auch gegen eine Wahlrechtsreform gewandt, die Berlusconis Machtpotenzial bedrohlich ausgebaut hätte.

Dennoch: Die italienische Demokratie steckt zweifellos in einer schweren Krise. Berlusconis Medienmacht ist beunruhigend. Die politische Kultur hat einen Tiefpunkt erreicht. Personen sind wichtiger als Programme geworden. An der Personifizierung und Boulevardisierung der Politik war Berlusconi massgeblich beteiligt. Staatsmännisches Verhalten ist ihm, der noch nie zwischen öffentlich und privat unterscheiden konnte, fremd. Er hat sich auch nie gescheut, seine Gegner übel zu diffamieren und die Richter wie auch die Journalisten pauschal als rote Subversive abzukanzeln. Umgekehrt geht der Regierungschefs und Medienzar nunmehr mit Ehrverletzungsklagen und Sperrfeuer seiner eigenen Revolvermedien gegen die in- und ausländischen Zeitungen vor, die besonders hartnäckig über seine fragwürdigen Frauengeschichten berichten.

Trotz allem scheint der «Cavaliere» weiterhin ein Wählervertrauen zu geniessen, um das ihn andere Regierungschefs nur beneiden können. Die Italiener waren ja noch nie Puritaner und viele wirken nach über fünfzehn Jahren Berlusconiismus auch ziemlich abgestumpft. Häufig wird eingewandt, dass hinter den Attacken gegen den Regierungschef doch eben auch nur politische Partikularinteressen stünden und Berlusconi doch immer noch besser sei als Prodi, der die Steuerschrauben angezogen habe. Es wird dem Ministerpräsidenten auch häufig zugute gehalten, dass er die Müllkrise in Neapel unter Kontrolle gebracht und nach dem Erdbeben in den Abruzzen sowie beim G-8-Gipfel in L'Aquila eine gute Figur gemacht habe. Gut anzukommen scheint auch die Kampagne gegen die illegale Einwanderung und die Kriminalität.

Wie der an der Mailänder Bocconi-Universität unterrichtende liberale Wirtschaftsprofessor Tito Boeri jedoch unlängst in einem Aufsatz beanstandet hat, droht auch die dritte Regierung Berlusconi vorwiegend populistische Werbespots zu produzieren. Dringende Strukturreformen werden weiterhin vernachlässigt. Auch die Einsätze in Neapel und L'Aquila sind letztlich nur Feuerwehreinsätze. Dass um sie so viel Aufheben gemacht wird, ist geradezu ein Armutszeugnis. Weil sich viele Alltagsprobleme nicht mehr regulär lösen lassen, beansprucht die Regierung immer häufiger Ausnahmerecht. Der Notstand wird längst nicht mehr nur bei Naturkatastrophen, sondern auch zur Lösung der Verkehrs- und Abfallprobleme in den Grossstädten oder zur rechtzeitigen Fertigstellung von bedeutenden Infrastrukturprojekten ausgerufen. Als Notstandssituationen gelten regelmässig auch sportliche Grossanlässe und internationale Konferenzen wie zuletzt der G-8-Gipfel in L'Aquila.

Zweifelhaft ist auch, ob das neue «Sicherheitsgesetz» mehr Legalität bringt, ganz abgesehen von seiner xenophoben Schlagseite. Das Grundproblem ist ja, dass die Polizei- und Justizbehörden schon bisher grösste Mühe hatten, die Gesetze durchzusetzen. Die Gerichte sind völlig überlastet, Prozesse dauern gewöhnlich eine Ewigkeit oder versanden. Die abschreckende Wirkung der Gesetze wird auch immer wieder durch Amnestien unterminiert. Zudem will die Regierung die polizeilichen Abhörmöglichkeiten einschränken, was den Kampf gegen die Mafia zu erschweren droht. Und was ist eigentlich mit dem Parmalat-Gründer Calisto Tanzi passiert? Auch noch sechs Jahre nach dem Auffliegen seines Milliarden-Swindels wartet er auf freiem Fuss auf eine endgültige Verurteilung. Vermutlich wird er aus Altersgründen, er ist über siebzig, kaum mehr eine Gefängnisstrafe absitzen müssen, dank einem Gesetz einer früheren Berlusconi-Regierung. Tanzis gleichaltriger New Yorker Kollege Bernhard Madoff sitzt schon längst hinter Gittern.

Gewiss, man kann manchmal auch zu «quadratisch» sein, wie die Nordländer südlich der Alpen oft abgestempelt werden. Würde Italien, falls alle Negativ-Klischees zuträfen, nicht schon längst am Boden liegen? Und wird in der Politik nicht oft auch nur die gewöhnliche «opera buffa» gespielt? Dann gibt es ja auch noch das mediterrane Klima, das fabelhafte Essen, die grandiosen Kultur- und Naturdenkmäler sowie die Lebenskunst und das Improvisationstalent der Nachkommen Leonardo da Vincis. Zweifellos sind das Gründe, weshalb es den Italienern heute immerhin noch erstaunlich gut geht. Italien ist ja auch noch nicht aus dem Klub der reichsten Industrieländer ausgeschieden und glänzt unentwegt in einigen Sparten - vorab des Lifestyles, vom Wein über die Mode bis hin zum Design. Und erfreulich en vogue ist auch der neue Cinquecento des vom Italo-Kanadier

Marchionne umgekrempelten Fiat-Konzerns, der nun gar noch die amerikanische Chrysler retten soll.

Trotzdem. Der Abstieg kann auch gemächlich erfolgen. Auf die Dauer kann der Produktivitätsfortschritt nicht stagnieren, wie das nun schon seit etlichen Jahren der Fall war. Zu denken gibt auch, dass Italien kontinuierlich viele seiner besten Wissenschaftler ans Ausland verliert und ausländische Unternehmen vor Direktinvestitionen zurückschrecken. Selbst als Tourismus-Destination droht Italien, wo sich laut UNESCO fast zwei Drittel des Weltkulturerbes befinden, ins Hintertreffen zu geraten. Ein beunruhigendes Bild zeichnen auch Gian Antonio Stella und Sergio Rizzo, zwei Journalisten des «Corriere della sera», im 2008 erschienenen Buch «La Deriva» (Abdriften). Sie warnen, dass Italien noch ähneln könnte wie das mehrheitlich italienisch-stämmige Argentinien, das Anfang des letzten Jahrhunderts noch zu den zehn führenden Wirtschaftsnationen der Welt gezählt hatte. Die Buchautoren zitieren als Warnung auch den peruanische Dichter Mario Vargas Llosa, der bei einem Besuch im März 2008 in Buenos Aires, den Niedergang Argentiniens damit erklärte, dass das Land immer mehr auf all das verzichtet habe, was eine Nation der Ersten Welt ausmache, nämlich auf die Demokratie, die Marktwirtschaft, die Integration in die übrige Welt, zivile Institutionen und die Kultur des Willkommen heißen.

Im Belpaese fehlt es schlicht zu oft an Gemeinschaftssinn. Die Missachtung von Regeln und Gesetzen scheint geradezu ein Volkssport zu sein. Vor allem wenn es um die Steuern geht. Gerissenheit findet Bewunderung. Der sizilianische Erfolgsschriftsteller Andrea Camilleri schrieb unlängst, dass für seine Landsleute das motorino, das kleine Motorrad, das Ideal zu sein scheine. Man könne sich darauf fortbewegen, ohne jegliche Verkehrsregeln beachten zu müssen. Für Camilleri ist eben der Berlusconismus gerade auch deshalb höchst bedenklich, weil er Ausdruck dieses Defekts der ewigen Schlaumeierei, des sogenannten furbismo ist. Tatsächlich ist der Schlawiner Berlusconi gerade auch deshalb von vielen gewählt worden.

Dem Italiener ist in der Regel auch ein ungewöhnlich tief sitzendes Misstrauen gegenüber dem Öffentlichen eigen, gegenüber allem, was über die Familie oder noch einigermaßen vertraute und überschaubare Bereiche wie das Dorf, Quartier oder die «Zunft» hinausgeht. Diese Neigung, die das Gegenstück zur Schlaumeierei ist, war auch schon Goethe, Montaigne oder Stendhal aufgefallen. Die grosse diffidenza wird auch von heutigen Umfragen klar bestätigt, laut denen die Italiener ihren Mitbürgern, Institutionen, Politikern, ja gar ihrer Demokratie weit weniger Vertrauen entgegenbringen als die Bürger anderer Industrieländer.

Dass die Italiener den Institutionen der Europäischen Union mehr trauen als ihren eigenen Behörden, ist kein Widerspruch. Man hofft, dass Brüssel den eigenen Obrigkeiten auf die Finger schaut. Diese Haltung ist keineswegs neu. Man denke an den Hilfeschrei des grossen Dichters Dante, dass der deutsche Kaiser das chaotische Italien in Reih und Glied stellen und endlich Ordnung schaffen möge. Und in mittelalterlichen Stadtrepubliken wie Siena war es zur Überwindung der ewigen Streitigkeiten zwischen den mächtigen Familien üblich, die Regierungs- und Rechtssprechungsgewalt einem Auswärtigen zu übertragen. Dieser Chefbeamte, gefragt waren vorab Venezianer, wurde jeweils in seinem Luxuspalast eingesperrt, um unbotmässige Beeinflussungen zu verhindern.

Es liegt auf der Hand, dass Gesellschaften mit geringem öffentlichem Vertrauen zum Familismus, Klientelismus, Nepotismus und auch zur Korruption neigen. Und begünstigt werden leider auch mafiaartige Praktiken. Politische, wirtschaftliche und kulturelle Führungspositionen und häufig selbst kommune Arbeitsplätze werden eher aufgrund persönlicher Empfehlungen als eines objektiven Verdiensts vergeben. Symptomatisch ist auch, wie Ministerpräsident Berlusconi im Frühjahr die Ernennung der schönen Schauspielerin und früheren Fernsehansagerin Barbara Matera als Kandidatin fürs Europaparlament rechtfertigte. Er sagte: «Ich habe Matera über meinen (Unterstaatssekretär) Letta kennengelernt. Sie ist die Freundin des Sohnes eines Freundes von Letta, hat einen Hochschulabschluss und ist sehr schön.»

Die jahrhundertelange Fremdherrschaft in Italien hat zweifellos stark zur Hartnäckigkeit des Familismus und Klientelismus beigetragen. Hinzu kam die Katholische Kirche, welche die Werte der Familie stark betonte. Für Machiavelli war die korrupte Kirche gar der Hauptgrund dafür, dass Italien die Einigung derart schwerfiel und immer wieder von Barbaren erbeutet und aufgeteilt wurde. Bemerkenswert ist aber auch, dass die Renaissance in Italien zwar die ersten frühkapitalistischen Unternehmer hervorbrachte, diese sich indes nicht zu einem selbstbewussten Bürgertum entwickelten. Sie integrierten sich vielmehr schnell in den Adel und steckten ihre Gewinne lieber in Prunkbauten als ins Geschäft. Goethe und die meisten Intellektuellen seiner Zeit waren überzeugt, dass das Klima, der fruchtbare Boden und das Meer die wenig puritanische Mentalität prägten.

Für die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung blieb aber auch der italienische Einheitsstaat sehr fremd, der 1861 gegründet wurde. Aus machtpolitischen Gründen setzte sich nämlich nach französischem Vorbild ein zentralistisch organisierter Staat unter der Herrschaft der Savoyer-Könige durch. Vergeblich kämpfte der grosse Mailänder Intellektuelle und Revolutionär Carlo Cattaneo für einen bürgernahen föderalistischen Staat nach Schweizer Vorbild. Cattaneo, der in der Schweiz starb, klagte einmal, dass Italien nur zu kurzlebigen Revolten und lange dauernden Gegenrevolutionen fähig sei. Ein ungutes Gefühl hatte bei der Einigung auch der Turiner Schriftsteller, Maler und Politiker Massimo D'Azeglio. Er sagte, dass Italien geschaffen worden sei, doch nun erst noch die Italiener gemacht werden müssten.

Tatsächlich hatten die dreizehn vorangegangenen Jahrhunderte, in denen sich Italien aus einer Vielzahl zum Teil sehr kleinräumiger Staaten zusammengesetzt hatte, tiefe Spuren hinterlassen, die noch heute für einen starken Regionalismus und Lokalpatriotismus verantwortlich sind. Auch der besonders gravierend tiefe Graben zwischen dem Norden und dem Süden ist sehr alt. Annähernd tausend Jahre. Wenngleich der Fürst Metternich vorab um den Zusammenhalt des Vielvölkerstaates der Habsburgermonarchie bangen musste, übertrieb er mithin nicht allzu sehr, als er feststellte, dass Italien nur ein geographischer Begriff sei.

Italien wird häufig als alte Kulturnation bezeichnet. Doch bei der Gründung des Einheitsstaats gab es keine Sprache mehr, welche noch eine Mehrheit der Bürger verstanden hätte. In den verschiedenen Regionen wurden nur noch zum Teil sehr stark voneinander abweichende, auf das Vulgärlatein zurückgehende Dialekte und Idiome

gesprochen. Um die Einführung der Einheitssprache, es wurde dazu der florentinische Dialekt gewählt, kümmerte sich im Besonderen der Mailänder Schriftsteller Alessandro Manzoni, der nur neidvoll nach Frankreich blicken konnte, wo gar das Volk die Komödien von Molière verstehen und ihnen applaudieren konnte.

Selbst die faschistische Diktatur hatte grösste Mühe, die Einheit Italiens durchzusetzen. 1932 wurde Mussolini von einem deutschen Journalisten gefragt, ob es denn nicht sehr schwierig sei, derart individualistische und chaotische Leute wie die Italiener zu regieren. Darauf antwortete der Duce: «Schwierig? Nein, überhaupt nicht. Es ist schlicht unnützlich».

Nach dem Zweiten Weltkrieg bot sich die grosse Chance, die schweren Geburtsfehler bei der Schaffung des Einheitsstaates zu korrigieren. Die Gelegenheit wurde sträflich verpasst. Es entstand ein zentralistischer Staatsapparat, dessen Steuer- und Abgabendruck skandinavische Ausmasse angenommen hat, wogegen die Qualität der staatlichen Leistungen an Zweit- wenn nicht gar manchmal an Drittweltländer erinnert. Zugleich verschuldete sich die öffentliche Hand massiv, und wurden die Bürger von Rom aus sinnlos mit Gesetzen überflutet. 36 000 Erlasse sollen es heute sein, gegenüber 5000 in Deutschland.

Kein Wunder, dass eine gigantische Schattenwirtschaft entstand, die auf 20 bis 30 Prozent des Bruttoinlandprodukts geschätzt wird. Das «räuberische Rom» war auch massgeblich für den Erfolg der rechtspopulistischen, oft separatistische Drohungen ausstossenden Protestbewegung Lega Nord verantwortlich. Als Volkstribun der Staatsverdrossenheit gebärdete sich auch immer wieder Berlusconi. Die Staatsquote reduzierte er aber nicht. Dass es in keinem anderen Industrieland so viele winzige Familienbetriebe gibt, ist ebenfalls dem Steuerdruck sowie der Tatsache anzulasten, dass viele steuer- und arbeitsrechtliche Bestimmungen erst ab einer gewissen Betriebsgrösse wirksam werden. Der rigide Kündigungsschutz gilt ab Firmen mit über 15 Mitarbeitern.

Zwar wurden in der Nachkriegsverfassung auch die Ziele Föderalismus und Subsidiarität verankert. Doch die Christlichdemokraten und ihre Alliierten liessen sich mit der Umsetzung jahrzehntelang Zeit. Sie wollten ihre Machtposition nicht durch eine Dezentralisierung unnötig schwächen. Die neue Verfassung hatte die Macht der nationalen Behörden in Reaktion auf den Faschismus ohnehin schon zum Teil erheblich beschnitten. Zum Beispiel wurden dem Ministerpräsidenten weniger Kompetenzen als einem deutschen Bundeskanzler zugewiesen. Zudem erhielt die Judikative eine im internationalen Vergleich ungewöhnliche Autonomie. Die Ausführungsgesetze zur Schaffung der Regionen wurden erst in den siebziger Jahren verabschiedet. Es folgten dann jedoch notorische Kompetenzstreitigkeiten.

Seit dem Zusammenbruch der Ersten Republik zu Beginn der neunziger Jahre wurde wiederholt versucht, zugleich die Funktionsweise der nationalen Staatsorgane zu verbessern und den Föderalismus zu stärken. Ein breiter überparteilicher Konsens im Parlament scheiterte indes oft am politischen Futterneid zwischen Berlusconi und seinen Gegenspielern. Und ein Verfassungsgesetz der zweiten Regierung Berlusconi wurde 2006 in einer Referendumsabstimmung abgelehnt. Im Süden befürchteten viele, dass mehr Föderalismus zu einer schmerzhaften Reduktion der Fördergelder aus Rom führen würde.

Andere wiesen auf das Risiko hin, dass mehr Föderalismus nur noch mehr Staat bedeuten könnte, nämlich massive Doppelspurigkeiten, da der Zentralstaat seine Besitzstände mit allen möglichen Tricks zu retten versuchen würde. Aus den gleichen Gründen sehen viele Italiener auch mit Skepsis dem Fiskalföderalismus entgegen, den die Regierung Berlusconi in den nächsten Jahren einführen will.

Trotz seinen Problemen ist Italien für viele ein Sehnsuchtsland geblieben. Auch etwa den «quadratischen» Philosophen Arthur Schopenhauer schien das Land hin und her zu reißen. Einmal meinte er zwar, der Hauptzug im Nationalcharakter der Italiener sei vollkommene Unverschämtheit. Doch dann hielt er auch fest: «Mit Italien lebt man wie mit einer Geliebten, heute im heftigen Zank, morgen in Anbetung, mit Deutschland wie mit einer Hausfrau, ohne großen Zorn und ohne große Liebe». Der liberale italienische Journalist Luigi Barzini warnte jedoch in seinem zu Beginn der sechziger Jahre verfassten Klassiker über die Italiener, dass der «Italian way of life» nur eine barocke Fassade sei, hinter der sich eine ernüchternde Realität verberge. Die Italiener hätten prächtige und melodramatische Wege erfunden, um jede bescheidene und unwürdige Stunde so erträglich und befriedigend wie möglich zu gestalten. Das sei auch der Grund, weshalb die Manieren, das Essen, die Palazzi, die Städte und das Liebesleben so köstlich seien. Und aus demselben Grund sei auch die Kunst in Italien grundsätzlich darauf ausgerichtet, das Publikum vergessen zu lassen und glücklich zu stimmen. Doch diese «Dolce Vita» sei, so befürchtete Barzini, gefährlich. Sie löse keine Probleme und führe über kurz oder lang in die nächste Katastrophe.